

"Was die Berge mir erzählen!"

Autor(en): **König, O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **10 (1920)**

Heft 29

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637769>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

22. Juli oder an dem diesem Tage zunächst liegenden Sonntage unter Beachtung einer gewissen zünftigen Solennität ihr „Vott“ samt Festmahl hält, die sogenannte *Vorstädter Kilbi*. Ein feierlicher Gottesdienst mit Festpredigt in der Kapelle St. Spiritus des bürgerlichen Spitals gibt dem Tage die zu solch alten Bräuchen gehörende Weihe. Der Herr Obmann mit Schreiber und Sedelmeister, ein jeder mit einem kleinen Blumenstrauß auf der linken Brustseite geschmückt, begeben sich an der Spitze der in der Kirche anwesenden „Margarithen-Brüder“ in feierlichem Schritte zum „Opfer“; auf der Emporkirche ertönt der ernste Gesang eines gutgeschulten Chores, der hernach auch das Mahl mit frohen Liedern erfreut; vom Giebel der Kirche herab weht die Kirchweihfahne im Morgenwind, und diejenige der trefflichen Wirtshäuser der „kleinern Stadt“, welcher das Kilbi-Mahl zugeschlagen worden, prangt im Schmucke von Blumen, Flaggen und Kränzen. Auf den Straßen und Plätzen aber tummelt sich die hoffnungsvolle Jugend, des Augenblicks harrend, wo nach beendigtem Mahle die fröhlichen Brüder alles, was von den Freuden der Tafel übrig geblieben, samt den extra noch gekauften Rüssen, Lederlein usw. aus den Fenstern des Festsaales ihnen zuwerfen, nach altem Brauch, wie es seit Jahrhunderten üblich.

Punkt 1 Uhr mittags beginnt das Festmahl. Eröffnet wird es in wohlgeordneter Rede vom Obmann; nach ihm erhebt sich ein anderes Mitglied des Vorstandes und macht auf die Wichtigkeit des heutigen Tages aufmerksam, als eines Erinnerungstages an die gloriöse und ehrenreiche Schlacht von Dornach im Jahre 1499, in welcher die von Festmahl und Tanz hinweggeeilten Jünglinge von Solothurn gar gute Arbeit getan haben.

„Kameraden! Laßt für heut die Feste,
Tauscht der Gläser Klirren mit dem Schwert,
Mit dem Feld der Ehre diese Hallen.
Gott ist unsre Wehr und unser Hort!
Ist das Los im Schlachtenspiel gefallen,
Ist der Feinde Trotz gebeugt, zerstört,
Dann, dann wollen feiern wir aufs neue,
Mit Gesang und Tanz in alter Treue,
Hier der Kirchweih Fest als Siegesgäste!
Schlaget ein! Wir müssen heut noch fort!“

Raum ist die Rede vollendet, so erschallt entweder das erste Dornacherlied oder ein anderer patriotischer Gesang, und damit ist der offizielle Teil der Feier beendet. Reden und Toaste lösen sich in bunter Reihenfolge ab bis zum Momente, wo der sogenannte „Vortanz“ unter Umbietung eines alten Bruderschaftsvokals öffentlich zur Versteigerung gelangt; der Preis steigt mehr oder weniger nach dem fröhlichen Tone, der herrscht, und es wäre schon ein böses Zeichen der Zeit, wenn flau und gleichgültig auf diese hohe Ehre geachtet würde. Eine Vorstädterkilbi aber, an welcher der Vortanz nicht hätte versteigert werden können, hat's noch keine gegeben.

Raum ist dieses außerordentlich wichtige Geschäft erledigt, sammeln sich die zum Tanze ziehenden Paare unter Vorantritt der Tanzmusik unten auf der Straße, begleitet von einer Anzahl Brüder als Vor- und Nachwacht, während zur Seite muntere Jungen, mit ruhigen Pfannen versehen, die massenhaft nachdrängende Zuschauerschaft in respektvoller Ferne halten. Dem Zuge folgt nach alter Väter Weise ein strammer Rüfermeister mit einer Brente guten Weines, den der reiche Bürgerspital spendet, während ein Anabe ein Körbchen mit Gläsern nachträgt. In der Regel wird an drei bis fünf Orten getanzt; zuerst auf dem Platze vor der Festherberge, dann vor den übrigen Wirtshäusern und auf den beiden Narebrücken, auf alle Fälle aber auf der obern. Hierbei wird aber seit Jahrhunderten mit Gewissenhaftigkeit — man könnte fast sagen mit Eifersucht —

darauf gehalten, daß der Zug unter keinen Umständen die Mitte der Brücke nach der Seite der „größern Stadt“ zu überschreitet; die Vorstädter dokumentieren damit die Unabhängigkeit ihrer Kirchweih von den Satzungen der „Städter“, und ihr Tanz auf öffentlichem Grund und Boden, auf dem „Reichsboden“, so seltsam er in unsere Zeit hinübertragen mag, ist ein Brauch, der nicht von ungefähr entstanden. In den Festsaal zurückgekehrt, hebt der eigentliche Tanz an, die Teilnehmer eilen nach Hause, holen ihre Frauen und Bräute, andere Gäste kommen ebenfalls dazu, und erst in später Nacht verhallt der letzte ungefälschte Geigenstrich des „Julenbachers“, wie man die Tanzmusik nennt.

Am folgenden Morgen aber versammeln sich die „ehrenfesten Meister und Confratres einer löblichen Bruderschaft St. Margaritha“ in der Spitalkirche zur Begehung einer feierlichen „Jahrzeit“ (Gedächtnisfeier) für die verstorbenen Vereinsbrüder und Alle Die, „so in beiden Schlachten zu Dornach und Bruecherholz gelitten hand, und um ir Iyh und leben kommen, woher oder wer die auch gewesen sind, fründt und synd.“ Nach der Jahrzeit hat der Kilbiwirt alter Satzung gemäß eine saure Leber unentgeltlich bereit zu halten, zu welcher eine Strohfflasche Avernacher (oder auch zwei) das würdige Gegenstück bilden. Ahermals erschallen patriotische und andere Lieder; punkt mittags 12 Uhr aber endet die Kirchweih und ein jeder zieht seinen Alltagsgeschäften nach.

Wie damals der Kriegslärm im Jahre 1499 die frohe Feier störte, so hat auch der Weltkrieg die Abhaltung der „Vorstädter-Kilbi“ für mehrere Jahre unmöglich gemacht. Erst 1919 konnte sie wieder unter großem Jubel abgehalten werden. Hoffentlich geht es wieder recht lange, bis sie aufs neue gestört wird!
G. A.

„Was die Berge mir erzählen!“

Von D. König.

Die ersten Ansiedler unseres Tales.

Mehr als zwei Jahrtausende sind verrauscht. Unser Land war bedeckt mit mächtigen Wäldern, riesenhafte Sümpfen. Urochs, Bär, Wildschwein, Luchs und Hirsch herrschten in den Dickichten. Nur an den Seen und längs der Flüsse lagen freie Plätze, blumige Matten, und wenn die Nebel wichen, strahlte die Sonne auf herbe Schönheit. Rauh waren die wenigen Menschen; noch verstanden sie es zu wenig, feste, sichere Wohnstätten auf festem Grund zu errichten. Mühlig schlugen die Männer starke Stämme in den Seegrund, hieben mit Steinbeilen rohe Balken, verbanden Stämme und Balken zu sicherem Baugrund, auf dem sich leichte Hütten — Rohrwände, mit Lehm gefestigt und darüber das Schilfrohr — erhoben. Des Leibes Notdurft zu befriedigen, Essen und rohe Fellkleidung genug zu schaffen, war Hauptziel des Lebens. Die Männer auf der Jagd, dem Fischfang, auf räuberischem Zug, die Weiber am einfachen Webstuhl, beim Spinnen, beim Gerben, vielleicht, wer weiß es, auch wie heutzutage in der Klappermühle bei den Nachbarrinnen — die Pfahlbauer.

Vom mächtigen Nachbar vertrieben, hatte sich ein kleiner Stamm aus Germaniens Gauen hinübergezogen ins raue Hochland der Helvetier, hier eine neue Heimat zu suchen. Strom- und flussaufwärts ging die Wanderung, langsam, jahrelang, bis die Vertriebenen dahin gelangten, wo aus dunkelgrünem Bergsee der Fluß, dem sie gefolgt, seine klaren Wellen zog. Da gefiel es ihnen, und die Sonne zeigte mit lachenden Strahlen die Schönheit der Wellen, die unberührten Wäldungen der Ufer und fern die Pracht eisiger Riesenberge.

Hei, wie klang das Steinbeil in den Uferwäldern! Wie legte sich Stamm um Stamm ins dunkle Moos, und wie

hob sich nach und nach weit vom Ufer die Siedelung auf starken Balken.

Dann wieder klang im tiefen Waldgrund das Schwirren der Bogensehnern, tönte es wie dumpfes Schmettern der schweren Steinart auf zerbrechende Knochen. Jagdruf, Tiergebrüll, das gelle Jauchzen heimkehrender Krieger und helles Heilrufen der Weiber und Knaben.

Wildreich ohnegleichen war die Waldung; voll Segen der fischreiche See. Wenn auch manchmal die Götter im Sturme daherkamen und schäumend die Wellen ihre Kronen gegen Menschenwerk warfen, so schützten die Helden vom nahen, heiligen Eichenhain ihre Kinder. Voll Vertrauen brachte das Völklein nach Wetter und Graus den Göttern das reichliche Opfer.

Unter all den mächtigen Jägern ragte hoch empor Wuolf, der Starke. Kein Hirsch war ihm zu schnell, kein Ur zu gewaltig, und dem Bären stand er 'Aug' in Auge — Pranke und Tierkraft gegen Steinbeil, Knochendolch und menschliche Behendigkeit. Voll Narben war seine Brust im Kampf geworden. Voll Liebe sah sein Weib auf ihn, und seine Knaben hofften nur, einst Jäger und Helden zu werden, dem Vater ähnlich, um dereinst auch froh sitzen zu können im Rate der Helden, im Saale der Götter.

Fuhr Wuolf im Einbaum zum Fischfang, schwammen wohl kühn beherzt seine Knaben ihm weit entgegen, voll Jubel, wenn sie ihm ein Wort des Lobes entlockten.

So lebte und lachte das Glück, bis die Mornen ihre dunklen Fäden woben und die Götter ihr Angesicht wandten.

Auf der Jagd geriet Wuolf mit einem Stammgenossen in Streit wegen eines Bären, der beider Pfeile in der Brust trug. Schweren Worten folgten schwere Schläge. Mit blutigem Beil stand der starke Wuolf vor der Leiche seines Stammgenossen.

Streng waren die Satzungen über solches Vergehen.

„Wer einen freien Mann des eigenen Stammes tötet, dessen Herd und Familie soll vernichtet werden, ausgelöscht sein Andenken im Volk.“ Nicht für sich fürchtete Wuolf; aber seine wilden Knaben, sein stolzes Weib sollten leben, heranwachsen die Jungen zu Helden. Und als die Nacht herabsank, die Nebel ihr feuchtes Netz über Wald und Wasser woben, belud Wuolf einen Einbaum mit Netzen, Fellen, Waffen und Geräten, mit dem besten seiner Habe und fuhr, gefolgt von den Seinen, seewärts, den weißen Häuptern zu, die so weit her leuchteten und gleißten. Mühsam war die Fahrt, bis der Kahn das obere Ende des Sees erreichte. Hier versenkte Wuolf den Einbaum, und tief im Walde schlug er sein kümmerliches Lager auf. Wildreich war auch hier die Gegend, aber ungesund. Da, wo jetzt das Bödeli sich breitet, war damals lauter Sumpf oder Waldwildnis. Herr war der Bär, seine Vasallen Luchs und Eber, seine tributpflichtigen Untertanen Hirsch und Reh und das niedere Wild.

Doch schädliche Dünste stiegen aus dem Moor; die Wangen der Knaben bleichten; die blühende Frau siechte dahin. Auf seinen Streifzügen hatte Wuolf ein Flüsschen entdeckt, das hervorbrach aus engem Felsstal. Weit hinten in diesem Tal ragte das Schneehaupt eines Berges. Dem Lauf des Flusses folgte Wuolf mit den Seinen. Eng war der Paß; die weißen Wellen schäumten im Sturz über Felsgeröll und jagten hin wie Wild vor dem Jäger. Da weitete sich der Engpaß zu ebenem Talgrund. Von zwei Seitentälern her einten sich die Wasser brausend, weiß das eine, wie schimmerndes Linnen, dunkel das andere, wie Wetterwolken. Voll Zuversicht folgte Wuolf dem weißen Wasser, sah er doch nähergerückt des Berges Schneehaupt. Wieder traten die Felsen zusammen, dunkeldrohend, berghoch, beengend den Blick, bedrückend die Brust. Fest hielt die Faust den mächtigen Speer; näher drängten sich die Knaben zum Vater. Da weitete sich der Blick und im Glanz naher

Schneeberge sahen die Wanderer ein klares Flüsschen sich hinziehen durch ein liebliches Tal bis an den schroffen Eisfuß der Berge. Ringsum der Schall stürzender Wasser, bald wie leises Rauschen der Blätter im Wind, bald wie donnernder Schladtruf. Längs des Flüsschens grüner Wald, doch da und dort sich hinziehen an die Felswände blumige Matten. Da wollte Wuolf bleiben. Nicht weit vom fließenden Wasser bauten die Vertriebenen ihre rohe Hütte aus Balken, verstopften die Ritzen mit Moos und hefteten über den Türeingang den Mittelweig. Wildreich war die Gegend, die Tiere kannten ihren ärgsten Feind noch nicht und kamen ohne Scheu heran, so daß an Nahrung Ueberfluß war. Als die weißen Flocken fielen, die Winterstürme laufend zogen, saßen die vier am warmen Herd, hörten, wie im brausenden Sturm die Unholde jagten, hörten im Krachen und Toben der Götter Stimmen.

Nach und nach wurden aber die Tiere scheuer; die Bären schliefen noch im Winterlager, und je näher der Frühling zog, desto mehr mußte Wuolf auf der Jagd sein, um die Seinen zu versorgen. Oft schon war das Donnern der brechenden Lawinen an ihr Ohr gedrungen und von weitem hatten sie auch das Stürzen der Schneemassen an den Hängen gesehen.

So achtete auch Wuolf nicht mehr groß, als er auf der Jagd das rollende Donnern einer Lawine hörte. Doch als er heutebeladen heimkehrte, sah er dort, wo seine friedliche Hütte gestanden, berghoch getürmt den schmutzigen Schnee, vermischt mit Felsblöcken, Tannenstämmen. Wie er auch rief — keine Antwort, kein Zuruf. Tot sein Weib, seine wilden, trohigen Jungen.

Was nun? Zurück konnte und wollte er nicht. Bei den Seinen war sein Platz im Leben und Sterben. So stieg er bergwärts, müde, matt, bis dahin, wo über die Wand hinaus die Lawine sein Liebstes begraben, und trat zu äußerst an den Felsrand, wo er noch einmal die Stätte seines Glückes erschaun konnte. Hoch und hehr stand der Jäger, breitete die Arme: Altvater! Ihr Götter! Nehmet den müden Helden zu euch. Vergönnt ihm den Willkommmentrunk in eurer Mitte. Ihr Schlachtenjungfrau'n, geleitet ihn über die strahlende Brücke zu Wallhalls Herrlichkeit, zu Mett, zu Becherklang, zu Heldenehren und ewigem Waffenspiel.

Jauchzend warf er den Speer, stieß sich das scharfe Messer in die Brust, und sterbend sank er in die Talestiefe.

Ruhig murmelten die Wasser, leuchtend strahlte die Sonne, und die Tiere kamen und gingen wieder ungestört. Schnee wechselte mit Blumen — viele, viele Jahre kamen und flohen, bis andre Menschen das Tal erschaunten, glücklicher waren als — der erste Ansiedler unseres Tales.

Die polnische Katastrophe.

Es ist längst nicht mehr der Bolschewismus, der den Krieg gegen das größenwahnfranke Polen führt. Es ist Rußland selber. Und wenn auch noch in der Krim ein General Wrangel im britischen Gold aushält, und wenn auch einzelne zaristische Offiziere in der polnischen Armee dienen mögen, so sind sie doch Vertreter einer rasch absterbenden Partei. Alimée Dostojewski, die Tochter des großen Dichters, sieht das neue Rußland im Werden, nennt den Bolschewismus eine Vogelscheuche, die es vorläufig nötig habe, um sich den Westen vom Leibe zu halten, und prophezeit, das gleiche Rußland werde sich des Monstrums entledigen, sobald es seiner nicht mehr bedürfe. Ob sie mit dieser Prophezeiung recht hat, wird später entschieden werden, vorläufig ist nur eines klar: Dieser selbe Bolschewismus, der einst für gut fand, den Schmachtfrieden von Brest-Litowsk ab-